

Österreichische Denker

Herausgegeben von
Franz Austeda

Anliegen dieser Buchreihe — der ja auch der vorliegende Band angehört — ist es, auf bedeutende, doch von der Öffentlichkeit zu wenig beachtete Persönlichkeiten der jüngeren österreichischen Vergangenheit aufmerksam zu machen. Jedem dieser Denker wird ein Band gewidmet, in dem er mit eigenen Arbeiten zu Wort kommt.

Bisher sind folgende Ausgaben erschienen:

Band 1

Adolf Stöhr Philosophische Konstruktionen und Reflexionen

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Franz Austeda
1974. VIII, 192 Seiten. Kart. S 260,—, DM 37,—

Band 2

Karl Roretz Ziele und Wege philosophischen Denkens

Ausgewählt, herausgegeben und
1976. VIII, 367 Seiten, 1 Porträ

In Vorbereitung befinden sich A
Alois Höfler (herausgegeben von
gegeben von Franz Austeda) —
Kremsmayer).

ANTIQUE v. 000000/000000

antiquarisch
antiquarischer Tite

36.00 EUR



9783000010507

FRANZ DEUTICKE WIEN

ÖSTERREICHISCHE DENKER · III

Robert Reininger

Philosophie des Erlebens

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet
von

Karl Nawratil

1976
VERLAG FRANZ DEUTICKE WIEN

Einleitung

Robert Reininger, Biographie und Bibliographie

Robert Reininger wurde am 28. September 1869 in Linz geboren. Er war das letzte der 13 Kinder seiner Eltern, von denen jedoch nur drei überlebten. Die Familie Reininger stammte aus Oberplan im südlichen Böhmen und dürfte mit ADALBERT STIFTER verwandt gewesen sein. Reiningers Vater hatte sich aus bescheidensten Anfängen zu einem angesehenen und wohlhabenden Textilkaufmann aufgearbeitet. Seine Mutter starb, als er sechs Jahre alt war. So erlebte er eine zwar sorgenfreie, aber einsame und freudlose Jugend. Er besuchte das Gymnasium auf der Spittelwiese (jetzt Akademisches Gymnasium), wo er 1887 mit Auszeichnung maturierte. Bald darauf starb sein Vater und hinterließ ihm eine Summe von 100 000 Gulden, so daß er das unbeschwertere Leben eines Privatiers erwarten durfte. Sein Vermögen schrumpfte freilich im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts stark zusammen. Er hat es stets als Verpflichtung empfunden, durch besondere Leistungen von allgemeiner Bedeutung für die Gunst des Schicksals, materiell unabhängig zu sein, zu danken. Nachdem er in Wien einige Semester Jus studiert hatte, wandte er sich der Philosophie zu. Unter seinen Lehrern machte ADOLF STÖHR den größten Eindruck auf ihn: „Tiefere philosophische Anregung empfang ich in jener Zeit fast ausschließlich von ADOLF STÖHR, damals noch junger Privatdozent, dem ich dafür zu immerwährendem Danke verpflichtet bin, wenn ich mich auch nicht im eigentlichen Sinne als seinen Schüler bezeichnen kann“ (Lebenslauf, verfaßt für die Akademie der Wissenschaften, 1922). Die besondere Rolle jedoch, die das Zeitproblem und das Du-Problem in Reiningers Philosophie spielen, seine Lehre von der Zeitlosigkeit des wahrhaft Wirklichen, vom bloß deskriptiven Charakter jeder Ethik gegenüber dem wertsetzenden Ethos und eine gewisse Sympathie für den Gedanken der Seelenwanderung verraten bei allen Verschiedenheiten den Einfluß des Lehrers. 1892 promovierte er mit der Dissertation „Über Schopenhauers Kritik der kantischen Lehre vom Objekt der Erfahrung“ zum Doktor der Philosophie. Mehr als 20 Jahre führte er dann das Leben eines Privatgelehrten. 1903 habilitierte er

sich mit seiner ersten größeren Schrift „Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung“ an der Universität Wien. 1913 wurde er daselbst außerordentlicher, 1922 ordentlicher Professor, zugleich mit KARL BÜHLER und MORITZ SCHLICK. Diese Besetzung aller Lehrstühle stellt nicht nur ein markantes Ereignis in der Geschichte der Wiener Universität, sondern auch der Wissenschaftsgeschichte dar. Reininger las bis zum Wintersemester 1939/40 und zeichnete sich durch äußerst gewissenhafte Amtsführung aus. Seine Vorlesungen, äußerlich schlicht, aber meisterhaft aufgebaut, machten auf empfängliche Gemüter einen unauslöschlichen Eindruck. Eine Schule hat Reininger nicht begründet, war er doch der Meinung, daß das Schwören auf die Worte eines Meisters sich nicht mit echtem Philosophieren verträge. Trotzdem fand sich eine Anzahl von Schülern, die sich um die Auswertung seines Werkes bemühen.

Privat führte Reininger ein streng geregeltes und fast zurückgezogen zu nennendes Leben. Seit früher Jugend pflegte er die Alpinistik, meist im Alleingang, und brachte es dabei zu beachtlichen Leistungen. Verhältnismäßig spät, mit 45 Jahren, vermählte er sich mit LUISE KIRCHMAIR, gleichfalls aus Linz, mit der er eine ideale, wenn auch kinderlose Ehe führte. Weit über das 80. Lebensjahr hinaus geistig tätig, kränkelte er dann längere Zeit und starb am 17. Juni 1955.

„Groß, schlank, bis ins höchste Alter von aufrechter, fast soldatischer Haltung, die klaren, forschenden Augen in dem schön gemeißelten, ausdrucksvollen Antlitz stets offen auf sein Gegenüber gerichtet, hatte Reininger schon seiner äußeren Erscheinung nach etwas an sich, das Hochachtung erzwang. Man war geneigt, schon auf Grund des Eindrucks, den sein äußerer Mensch hervorrief, auf ihn die Worte anzuwenden, die NAPOLEON angesichts der Erscheinung GOETHES aussprach: ‚Voilà un homme!‘“ (W. DÜRRHEIM).

In der von der Gattin herausgegebenen Parte stand zu lesen: „Mit reinem Herzen hat er in schlichter Pflichterfüllung der Wissenschaft gedient. Ein vom Eros zur Philosophie erfülltes Leben ist an sein Ende gekommen.“ Tatsächlich war die Philosophie der wesentlichste Inhalt seines Daseins. Der philosophische Eros erwachte bereits im 15jährigen, zum Teil aus inneren Nöten, die ihn, wie sein Tagebuch beweist, vor allem bis zum 30. Lebensjahr arg bedrängten. Seine Philosophie ist sicherlich als pathogen im Sinne STÖHRS zu bezeichnen. Das Besondere seines Denkens ist es jedoch, daß es bei allem emotionalem Ursprung sich ganz der Theorie verschrieb: zwei Jahrzehnte widmete er überhaupt philosophiegeschichtlichen Studien, deren Frucht vor allem seine „Philosophie des Erkennens“ (1911) und das spätere Kantbuch (1923) ist. Erst dann schrieb er sein erstes systematisches Werk, „Das psycho-physische Problem“ (1916), dem dann als Hauptwerk die „Metaphysik der Wirklichkeit“ folgte (1. Auflage 1931). Und erst mit 70 Jahren (1939) veröffentlichte er seine

„Wertphilosophie und Ethik“ mit der Frage nach dem Sinn des Lebens im Mittelpunkt, der Frage, die ihn sicher seit seinen Jugendtagen bewegt hatte. So stellt seine Denkarbeit die vollkommene Synthese einer Philosophie des Erlebens mit einer solchen des Erkennens dar. Sie ist zugleich ein Bild seiner auch menschlich bedeutsamen Persönlichkeit.

Um 1930 galt Robert Reininger unbestritten als der bedeutendste österreichische Philosoph und Philosophiehistoriker, auch im internationalen Bereich. Wenn sein Name heute zwar in Fach- und Konversationslexika aufscheint, ist er doch weiten Kreisen nicht bekannt. So ist es berechtigt und notwendig, ihn durch Aufnahme in die vorliegende Reihe wieder in Erinnerung zu rufen.

Von Reiningers Publikationen sind vor allem zu nennen:

Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. W. Braumüller, Wien und Leipzig, 1900.

Philosophie des Erkennens. J. A. Barth, Leipzig 1911.

Das psycho-physische Problem. W. Braumüller, Wien und Leipzig 1916, 2. Auflage 1930.

Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens. W. Braumüller, Wien und Leipzig 1922, 2. Auflage 1925.

Locke, Berkeley, Hume. Band 22/23 der „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen“. E. Reinhardt, München 1922.

Kant, seine Anhänger und seine Gegner, Band 27/28 der „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen“. E. Reinhardt, München 1923.

Kant (Gedenkrede in der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien). W. Braumüller, Wien und Leipzig 1924.

Geschichte der Philosophie als philosophische Wissenschaft (Vortrag in der feierlichen Sitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 4. 6. 1928). Anzeiger der Akademie der Wissenschaften Wien, Phil.-hist. Klasse, 1928.

Die Religion der Inder. In: Die Religionen der Erde in Einzeldarstellungen, in: Wissenschaft und Kultur. F. Deuticke, Wien und Leipzig 1929.

Hegel. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Wiss. Jahresbericht der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien 1931/32.

Metaphysik der Wirklichkeit. W. Braumüller, Wien und Leipzig 1931, 2. Auflage, stark verändert, in 2 Bänden, wie oben 1947/48. Wiederabdruck in einem Band bei E. Reinhardt, München 1970. (MW)

Wertphilosophie und Ethik. W. Braumüller, Wien und Leipzig 1939, 2. Auflage 1946, 3. Auflage 1947.

Über Mechanismus und Vitalismus vom philosophischen Standpunkte aus. Vortrag am 26. Jänner 1945 in der österreichischen Akademie der Wissenschaften. Anzeiger der Akademie, Phil.-hist. Klasse 1945.

Der Pessimismus und seine Überwindung. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum des humanistischen Gymnasiums in Linz, 1952.

Publikationen nach Reiningers Tod:

Jugendschriften 1885–1895 und Aphorismen 1894–1948, ausgewählt und eingeleitet von Karl Nawratil. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Sitzungsberichte der Phil.-hist. Klasse, Bd. 296, 1974 (im folgenden zitiert unter J bzw. A).

Nachgelassene Aphorismen 1948–1954. Herausgegeben von E. Heintel. Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 237/5, 1961. (Enthält auch die Essays „Denken und Sein“, „Bewußtsein“, „Das Gegenüber“ und „Philosophie“. Im folgenden zitiert unter NA.)

Die meisten Vorlesungen Reiningers galten der Geschichte der Philosophie. Er las regelmäßig einen sechssemestrigen Zyklus, beinhaltend „Geschichte der griechischen Philosophie“ (bzw. „Philosophie des Altertums“), „Geschichte der Philosophie des Mittelalters“, „Die Philosophie der Renaissance und des Rationalismus“, „Die Philosophie des Empirismus und der Aufklärung“, „Die Philosophie von Kant bis Hegel“, „Die Philosophie nach Hegel“. Außerhalb dieses Zyklus las er über die Philosophie der Inder, über SCHOPENHAUER, NIETZSCHE, gelegentlich auch über E. v. HARTMANN, sowie über Positivismus und Pragmatismus. Unter den systematischen Vorlesungen steht an erster Stelle die „Einführung in die Probleme und Grundbegriffe der Philosophie“, die er, wie überdies alle seine Konzepte, ständig überholte, in diesem Falle jedoch mit besonderer Sorgfalt. In den letzten Jahren führte er sie unter dem Titel „Grundfragen der Logik, Metaphysik und Ethik“ weiter. Seine eigene Lehre vom Katheder zu verkünden lehnte er strikte ab. – Erwähnenswert sind auch seine 50 nur zum geringsten Teil veröffentlichten Vorträge in wissenschaftlichen Organisationen, aber auch in der Volksbildung.

Robert Reiningger als Philosoph, sein Denkstil und seine Gedankenwelt

„Es ist nicht meine Absicht, Ihr Denken in bestimmte Bahnen zu lenken und festzulegen, sondern gerade umgekehrt, Ihnen jenen weiten, freien Blick auf den Schauplatz allergrößter geistiger Kämpfe zu geben, aber auch das soll nur Anregung zu eigenem Nachdenken sein. Philosoph ist nur der, dem aus den alten Werken ein Hauch des Geistes entgegenweht, das heißt, dem im Nach-Denken der anderen das eigene Denken erwacht. Philosophie ist lebendiges Denken, nicht tote Gelehrsamkeit, sie ist ein Erlebnis eigener und tiefster Art.“ So ungefähr pflegte Reiningger am Anfang seiner Vorlesung Einführung in die

Probleme und Grundbegriffe der Philosophie zu seinen Hörern zu sprechen. Schon diese wenigen Sätze geben einen Begriff davon, was er unter Philosophie verstand. Dieser Auffassung entspricht auch die späte Stelle in seiner „Selbstbiographie“, an der er sagt, sein eigentliches Element sei das „einsame Eigendenken“, und es sei eine glückliche Fügung, daß durch seinen Schlaganfall vom Februar 1951 seine „Denktätigkeit“ nicht berührt wurde. Dies ist charakteristisch dafür, was Philosophie für ihn war: es kam ihm nicht sosehr auf die Ergebnisse an als auf das unablässige Denken selbst. Es ist bezeichnend, daß sich in seinem Vortrag „Die Geschichte der Philosophie als philosophische Wissenschaft“, Anz. Ak. Wien, Phil.-hist. Kl. (1928), zu einer Zeit also, in der er an seiner – idealistischen – „Metaphysik der Wirklichkeit“ arbeitete, der Satz findet: „Vielleicht will die Wirklichkeit einmal so, einmal so (nämlich materialistisch) gedacht werden.“ Dazu stimmt es, wenn Reiningger grundsätzlich feststellt, es sei „vielleicht die letzte Aufgabe der Philosophie überhaupt, daß sie dem Denken jene innere Freiheit und Beweglichkeit verschafft und erhält, die es befähigen, sich immer wieder über sich selbst zu erheben“ (Met. d. W. 2. Aufl. II 190f.). Und in der Vorrede zu diesem Werk (I, XII) schreibt er: „Im übrigen liegt es mir auch gar nicht, mit anderen Einstellungen zu rechten; ich halte mich da an GOETHES Wort, daß die Wahrheit wohl einem Diamanten zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen.“ So wird auch Reiningers weitgehende Toleranz verständlich, die er anderen Standpunkten entgegenbrachte. Er wertete nicht so sehr die Lehre eines Philosophen als vielmehr die Art und das Ethos seines Denkens. Welche Forderungen er an dieses und damit an den Denker selbst stellte, geht aus einigen von ihm verfaßten Nekrologen hervor. So schrieb er über NICOLAI HARTMANN (Alm. Öst. Ak. 1951): „Ein geschlossenes System . . . darf“, sagt er mit Recht, „nicht am Anfang des Philosophierens stehen, sondern nur an seinem Ende. Dem konstruktiven ‚Systemdenken‘ muß ein forschendes ‚Problemdenken‘ vorausgehen . . . HARTMANN war ein in seiner Art hervorragender, strenger und folgerichtiger Denker . . . dem niemand, selbst wenn er seine grundsätzliche Einstellung nicht zu teilen vermag, die größte Hochachtung versagen wird können“ (a. O. 399). Und im Nekrolog für MORITZ SCHLICK (Rektoratsbericht der Universität Wien 1936): „Von größter Sachlichkeit und kritischer Gewissenhaftigkeit in seinen Arbeiten, beseelt vom Willen zu strengster wissenschaftlicher Methodik, abhold jedem Schein und gleichgültig gegen persönliche Ehrungen war SCHLICK ein Denker von ausgeprägter Eigenart und vorbildlicher Klarheit, der in stiller Forscherarbeit die Sinnerfüllung seines Lebens fand. Dabei war er von großer Objektivität, die auch fremde Anschauungen gerne gelten ließ, wenn sie ihm wissenschaftlichem Ernste zu entspringen schienen.“ Verallgemeinert finden wir diese Auffassung in Reining-

gers Werken ausgesprochen: „Die strenge Gewissenhaftigkeit einer kritischen Denkhaltung auch sich selbst gegenüber ist das Ethos des Philosophen als Denkers“ (Essay Philosophie 1942). In dieser Haltung erblickte Reininger über allen Streit hinaus, ob Philosophie Wissenschaft sei, ihren „wissenschaftlichen Charakter.“ Er bewahrte sie selbst in höchstem Maße. Damit hängt auch der relativ bescheidene Umfang seiner Schriften zusammen, die das Motto „Non multa“ in höherem Maße verdienen als die SCHOPENHAUERS. Wie schon erwähnt, befaßte sich Reininger durch Jahrzehnte mit den Problemen, bevor seine Gedanken ihren Niederschlag in Werken fanden. Die Lehren von der Idealität der Zeit, von der Zeitlosigkeit des wahrhaft Wirklichen, vom Selbstbewußtsein als der Quelle alles Seins, die erstmals im psycho-physischen Problem, viel nachdrücklicher jedoch in der Metaphysik der Wirklichkeit (1931) aufscheinen, finden sich bereits vor 1900; und die ethischen Probleme, insbesondere der Freiheit und des Lebenssinnes als Richtpunktes alles Wertens beschäftigten den Denker mit allen wissenschaftlichen Details schon Jahrzehnte vor dem Erscheinen der Wertphilosophie und Ethik.

Das primäre Interesse an der Denktätigkeit hat auch im Gedankengebäude Reiningers seinen Niederschlag gefunden. Dies zeigt sich zunächst in der Auffassung des Denkens selbst (Met. d. W. 2. Aufl. I 150ff.): „Denken ist Urteilen und als solches eng mit dem Wollen verwandt. Das nie zur Ruhe kommende Denken führt zur Überhöhung des Bewußtseins, welche eine Grundtatsache der Wirklichkeit darstellt. Aus dieser Erkenntnis fordert Reininger die transzendente Methode im weitesten Sinn des Wortes, als das „Überschreiten jedes vorgefundenen oder erreichten Denkstandpunktes und seiner Wahrheit durch seine Überhöhung . . ., als ein Erklimmen immer höherer, und das will heißen: immer umfassenderer Stufen der Reflexion, von denen aus gesehen die Wahrheiten der früheren Stufen in das Reich der Wirklichkeit zurücksinken“ (Met. d. W. 2. Aufl. I 15). Diese Forderung betrachtet Reininger aber nicht als eine persönliche, sie beruht vielmehr auf einem Grundzug der Wirklichkeit selbst, welche sich in steter Transformation zu immer höheren Bewußtseinsstufen befindet. „Gerade die Fähigkeit des philosophischen Denkens . . ., sich selbst zu transzendieren, sich selbst wieder zum Problem zu werden, macht sein eigentümliches Wesen aus. Es offenbart sich . . . in der beständigen Relativierung jeder jemals erreichten Erkenntnis zugunsten einer letzten Wahrheit, die nie vollendet ist, das Wesen des menschlichen Geistes“ („Geschichte der Philosophie als philosophische Wissenschaft“, 1928, S. 15). „Die transzendente Methode ist nichts anderes als die in der Reflexion mit Absicht durchgeführte Wiederholung und Fortsetzung jener natürlichen Eigentranszendierung der Bewußtseinsstufen“ (Met. d. W. 1. Aufl. 33).

Grundlegend für Reiningers gesamte Philosophie ist der transzendente Idealismus, wonach wir es nie mit Dingen an sich, sondern nur mit Vorstellun-

gen (Erscheinungen) zu tun haben; er steht in Korrelation mit dem empirischen Realismus, daß diese Vorstellungen es sind, was gemeinhin als Dinge, in ihrer Gesamtheit als Welt bezeichnet wird; und wesentlich ist der Zusatz, daß kein Anlaß und keine Berechtigung besteht, außer, neben oder hinter diesen Dingen noch eigentliche, Dinge an sich anzunehmen. An diesem Standpunkt, den Reininger zuerst durch FICHTE'S Bestimmung des Menschen kennenlernte und zu dessen Anerkennung er sich nur schwer durchringen konnte, hat er zeitlebens festgehalten. Dieser Ausgang vom Bewußtsein und die Beschränkung auf das Bewußtsein – man hat Reininger nicht zu Unrecht mit dem Immanenzphilosophen in Verbindung gebracht (so STEGMÜLLER, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, 2. Aufl. 288) – bestimmte die Probleme, mit denen er sich zunächst befaßte: die Bestimmung der Bewußtseinsstruktur, das heißt aber der Problematik der Erkenntnis, wie sie KANT inauguriert hatte. In kantischer, metaphysikfreier Methode behandelt beschäftigte sie Reininger fast zwei Jahrzehnte. Der Ertrag dieser Zeit liegt in der Philosophie des Erkennens (1910) vor. Aber schon in der Schrift Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung (1900) liegen die Keime späterer Ausweitung. Schon hier ist davon die Rede, daß „Sinnlichkeit und Verstand in einer höheren Einheit wurzeln“ (118), und dieser Gedanke taucht auch in der Philosophie des Erkennens immer wieder auf. So bedeutet es keinen Bruch, wenn sich Reininger mit dem Psychophysischen Problem (veröffentlicht 1916) ontologischen Fragestellungen zuwendet. Dem erkenntnistheoretischen Bewußtseinsbegriff, der sein Philosophieren bisher beherrscht hatte, stellt er hier den „biologisch-psychologischen Bewußtseinsbegriff“ gegenüber. Dieser steht freilich nicht auf derselben Ebene. Aber die Befassung mit ihm führt vom Leben über das Erleben schon in diesem Werke zu der Seinerfahrung oder Seinsintuition, die fortan als „Urerlebnis“ im Mittelpunkt des Denkens unseres Philosophen steht. Es ist der gemeinsame Urgrund von Subjekt und Objekt, die Tiefendimension des Bewußtseins, dessen Analyse bisher Reiningers Hauptproblem gewesen war. Die 1. Auflage der Metaphysik der Wirklichkeit (1931) beginnt denn auch gleich mit diesem ursprünglichen Wirklichkeitserlebnis, das „in Frage zu stellen sinnlos wäre“ (a. O. 1). Dieses Erlebnis ist zeitlos, ein ewiges Jetzt; in ihm und aus ihm erhebt sich das Bewußtsein von Subjekt und Objekt, damit die Welt des Neben- und Nacheinander. Diese „Urtatsache“ der Transformation (Psycho-phys. Problem 76) fundiert zwei grundlegende Einstellungen zur Wirklichkeit: die zentrale – alles im Urerlebnis zu erfassen (auf ihr beruht die Philosophie) – und die periphere – die Dinge in den zwischen ihnen bestehenden Relationen zu sehen (dies geschieht in den Einzelwissenschaften). Zu diesen Relationen gehören vor allem die zeitlichen. So erhebt sich als erstes Problem nach der Gesamtfundierung des Philosophierens das Problem der Zeit. Reininger löst es, wie KANT, im Sinne ih-

rer Idealität: „Nichts (wahrhaft) Wirkliches ist in der Zeit und die Zeit selbst ist nichts Wirkliches, alles Wirkliche aber muß in der Form der Zeit vorgestellt und gedacht werden“ (Met. d. W. 1. Aufl., 62). Damit taucht aber eine Schwierigkeit auf: auch das Urerlebnis und seine Zeitlosigkeit können nur – wenn überhaupt – in der Zeit gedacht werden. Daher beginnt denn Reininger die 2. Auflage seines Hauptwerkes (1947) nicht mit der Urintuition zeitloser Wirklichkeit, sondern wieder mit Begriff und Satz des Bewußtseins, um erst dann das Seinsbewußtsein in seiner beziehungslosen Unmittelbarkeit einzuführen (29f.). Nach dieser erkenntnisphilosophisch kritischen Fundierung des Urerlebnisses folgen die Analysen des psychophysischen und des Zeitproblems, sodann der erkenntnistheoretischen Spezialprobleme, insbesondere des Affinitätsproblems, der von KANT nachdrücklich aufgeworfenen Frage, wieso Realität und menschliche Denkformen in der Erkenntnis zusammenwirken können. Reininger löst es mit dem Hinweis darauf, daß in der Tiefe des Seinsbewußtseins Denken und Sein eng beieinander liegen und sich – im Zuge der Transformationen des Urerlebnisses in die Reihe der Bewußtseinsstufen, speziell der Erlebnisformen in Denkformen (Kategorien) – voneinander differenzieren, sich aber niemals völlig dissoziieren. Reininger wendet sich dann der eigentlich ontologischen Problematik (Realitäts- und Du-Problem) zu und stellt in besonders eindrucksvoller Weise die „3 Welten“, die empirische, die physikalische und die metaphysische Welt einander gegenüber. Metaphysische „Welten“ sind aber nur Hypostasierungen, Verdinglichen empirischer Gegebenheiten oder physikalischer Deutungen. Ihre Konzeption erfolgt in peripherer Einstellung und geht daher an der zentralen, der eigentlichen Wirklichkeit vorbei. Vom kritischen Standpunkt aus ist nur eine Metaphysik erlebenden Schweigens möglich, die stille „Gewißheit, mitten im Zeitlichen zugleich im Ewigen zu stehen“ (Met. d. W. 1. Aufl. 403, 2. Aufl. II 212).

Mit dem „Urerlebnis“ spielt der Begriff des Ganzen, der Totalität in Reiningers Philosophie eine besondere Rolle. So ist es auch verständlich, daß sich sein Denken nicht auf rein theoretische Probleme beschränkte. Vielmehr erhielt es ja von der Lebenspraxis, vielleicht auch von Lebensnöten her seine ersten und auch bleibenden Anstöße. Philosophie ist für Reininger wie für die gesamte Tradition nicht bloß Welt-, sondern auch Lebensweisheit. „Nicht der Kopf, sondern der Anteil des Herzens an der Theorie scheidet den Philosophen vom Nicht-Philosophen“ (A 131, 1916). „Der Schritt zur Metaphysik (und Religion) geschieht durch das Bedürfnis, die Idee des Seins mit der Idee des Wertes in ein Verhältnis zu setzen. Nur darum können wir keine echten Positivisten bleiben“ (A 446, 1922). Daher kündigt Reininger in der Metaphysik der Wirklichkeit bereits seine Wertphilosophie und Ethik an (1. Aufl. VIII). Reininger kennt wie KANT eine theoretische und eine praktische Vernunft. Aber wie für KANT war auch für ihn das Band zwischen beiden – heute

vielfach gelockert oder gar zerrissen – nicht mehr problemlos. Entsprechend seinen erkenntnistheoretischen Grundgedanken geht er auch in der Wertlehre von der schlichten Bewußtseinstatsache aus; Werte als an sich bestehende Wesenheiten entbehren der Erkenntnisgrundlage. Aber er sieht die Werterlebnisse im Ganzen des Erlebens. Sie alle stammen aus einem Drang der Seele und münden in ihn, der, bewußt geworden, sich als Frage nach dem Sinn des Lebens manifestiert. Diese Frage ist „die Grundlage einer Wertordnung“ (Wertphilosophie und Ethik, Untertitel). Reininger unterzieht alle bisherigen Lösungsversuche des Lebenssinnsproblems einer kritischen Betrachtung, mit dem Ergebnis, daß weder das Leben an sich noch Glück noch Vollkommenheit noch auch die Erfüllung von Moralvorschriften einen befriedigenden Lebensinn begründen können, ganz abgesehen vom Fortschritt in seinen verschiedenen Formen, der schon von der erfahrungsmäßigen Überprüfung her als problematisch erscheinen muß. Es bleibt nichts als das Leben aus dem Ewigkeitsbewußtsein heraus, von dem das letzte Kapitel der Metaphysik der Wirklichkeit handelt, was wohl noch mehr bedeutet als ein Leben sub specie aeternitatis. In diesem Bewußtsein können wir ein selbstverpflichtendes Ethos setzen, das einen wirklich unangreifbaren Lebenssinn verbürgt. Dieses ethische Wollen stellt Reininger grundsätzlich über das Sollen der heteronomen „Moralen“. Von hier aus wird es verständlich, daß Reininger die Philosophie als Wegbereiterin eines solchen Ethos als „ernsteste Angelegenheit der Menschheit bezeichnet“ (Met. d. W. 2. Aufl. I 263). In dieselbe metaphysische Tiefe wie das Ethos führt Reininger auch das Problem der Willensfreiheit. Er löst durch den Hinweis auf die Zweifeltätigkeit peripherer (einzelwissenschaftlicher) und zentraler, das heißt von der elementaren Bewußtseinstatsache ausgehenden Betrachtungsweise: Peripher gesehen bestehen gegen die Freiheit unwiderlegbare Einwände. In zentraler Einstellung jedoch steht der Mensch gar nicht in der Reihe der Verursachungen, sondern ist selbst Totalität, weshalb er sich auch als frei erlebt.

Nach diesen knappen Hinweisen auf Reiningers philosophische Lehre sei wieder zur Art seines Denkens zurückgekehrt, wenn das Wort erlaubt ist, zu seinem „Denkstil“. Dieser war primär monologisch. Diskussionen liebte er nicht, er meinte, das Richtige fiele einem erst später ein; und tatsächlich wird er als nicht gerade schlagfertiger Diskussionspartner geschildert. Andererseits war er als Denker keineswegs versponnen oder auch bloß eigenwillig. Er vertrug, ja er verlangte sogar Kritik an seiner eigenen Lehre. Er machte sich selbst oft mehr Einwände, als es Gegner hätten tun können. Damit hängt auch seine enge Beziehung zur Geschichte der Philosophie zusammen, an der er stets sein eigenes Denken maß. Zieht man weiter die Art in Betracht, wie Reininger seine Gedanken entwickelt und verbindet, darf man sein Philosophieren als wissenschaftlich betrachten.

In Einklang mit Reiningers Denkstil steht auch die klare und verständliche, dem Spiel mit gesuchten Termini abholde, dabei stets auch das ästhetische Bedürfnis befriedigende Sprache, die gelegentlich und dann besonders eindrucksvoll die innere Ergriffenheit des Autors fühlbar werden läßt und diese auf den empfänglichen Leser überträgt. Es sei hier nur auf die letzten Seiten der Metaphysik der Wirklichkeit wie der Wertphilosophie und Ethik verwiesen.

Fragen wir uns nun nach den Beziehungen Reiningers zu anderen Philosophen, so ist vorzuschicken, daß er das „iurare in verba magistri“ stets ablehnte und sich dies auch seiner Person gegenüber verbat. Als „einsamer Denker“ gehörte er keiner Schule an und hat auch keine begründet. So sehr er sich als KANTS dankbaren Schüler bekannte, so doch als Kantianer „nur in sehr eingeschränktem Sinn“. Unabhängigkeit in letztem Sinne, möglichste Voraussetzungslosigkeit erschien ihm als eine Grundforderung philosophischen Denkens. Dies vorausgeschickt ist festzustellen, daß er mit KANT außer dem Geiste der Kritik und der methodischen Vorgangsweise doch die Basis des transzendentalen Idealismus wie die Ablehnung positiver metaphysischer Erkenntnis teilte. Mit Abstand hinter KANT sind unter den ihm Nahestehenden die Vertreter des Deutschen Idealismus zu nennen, war es doch FICHTES Bestimmung des Menschen, die Reiningers Denken die grundlegende Ausrichtung gab. Die kritische Haltung im Sinne KANTS war jedoch bei ihm so ausgeprägt, daß er den Nachkantianern die Gefolgschaft versagte, wo sie die durch die Kritik gezogenen Grenzen zu überschreiten versuchten. Immerhin war er sich einer gewissen Übereinstimmung mit SCHELLINGS „Realidealismus“ bewußt (Met. d. W. 2. Aufl. I 302). Bedeutend war ferner der Einfluß SPINOZAS, von dessen Lehre er sagte, sie könne als einzige neben der KANTS als gültig betrachtet werden (Vortrag zum 300. Geburtstag, 26. November 1932). Fand er bei KANT die geistige Struktur des Seins, so bei SPINOZA dessen volle Wirklichkeit. Beides aber, idealistisches und zugleich metaphysisches Denken sah er vereint bei den Indern, in den Upanishaden wie in der Philosophie des VEDANTA. In diesem Zusammenhang wäre noch der Mystiker ECKEHART zu nennen. – Besondere Bedeutung besaßen für Reininger noch SCHOPENHAUER und NIETZSCHE. Mit ihnen verband ihn ein besonderer Sinn für die ethischen Probleme, insbesondere die Neigung zum Pessimismus zugleich mit der Entschlossenheit, diesen zu überwinden, mit NIETZSCHE im besonderen der Hang zum einsamen Denken, zur stets erneuerten Reflexion (dem „Sich-Häuten“ der Gedanken) und die Vorliebe für die aphoristische Darstellungsweise. Das nähere Verhältnis Reiningers zu den genannten Denkern geht nicht nur aus seinen Werken hervor, sondern auch aus den Themen seiner Vorlesungen und Vorträge. Weiters ist darauf zu verweisen, daß sich bereits seine Dissertation mit KANT und SCHOPENHAUER befaßte; daß er KANT und NIETZSCHE Monographien widmete; daß er

eine (wenn auch kurze und durch äußeren Anlaß angeregte) Darstellung der indischen Religion (und damit teilweise auch der indischen Philosophie) verfaßte.

Was sein Verhältnis zur zeitgenössischen Philosophie anlangt, so verband ihn mit dem Positivismus dessen betont kritische Haltung und die Beschränkung der positiven Erkenntnis (er sah diese Züge vor allem durch MACH repräsentiert), aber auch, namentlich in späterer Zeit, das Interesse für das Sprachliche. So wurde ihm in der 2. Auflage der Metaphysik der Wirklichkeit alle empirische Realität zu einem System von Aussagen. Allerdings betonte er immer wieder, daß man bei den bloßen Tatsachen nicht stehen bleiben könne und daß in Aussagen doch auch etwas ausgesagt werden soll. Es darf aber vermutet werden: hätte SCHLICK länger gelebt und hätte er länger in Wien wirken können, wäre es vielleicht zu einer weiteren Annäherung der beiden Denker gekommen, die einander durchaus schätzten. Die moderne Philosophie hätte dann vielleicht eine andere Entwicklung genommen.

Mit dem Pragmatismus teilte Reininger das Interesse für die Behandlung von Lebensfragen, die der Positivismus bekanntlich ausschied (A 446 vom 4. 9. 1922). Er betonte aber ausdrücklich, daß „die heute so oft und laut erhobene Forderung, daß die Philosophie dem ‚Leben‘ und den Erfordernissen der Gegenwart zu dienen habe und nicht der zeitlosen Wahrheit um ihrer selbst willen, ihre Selbstpreisgabe bedeutet“ (Met. d. W. 1. Aufl. VII). „Eine bloß pragmatistische Bewährung . . . hat mit Wahrheit in dem hier festgehaltenen . . . Sinne nichts zu tun“ (Met. d. W. 1. Aufl. 156, 2. Aufl. I 208).

Die Wendung zur metaphysischen Fragestellung hat Reininger mit einem Teil der Gegenwartsphilosophie gemeinsam, doch erfolgte dieser Schritt bei ihm wohl völlig spontan (schon 1892, Tagebuch vom 9. 7.). Es ist auffällig, daß HEIDEGGER und JASPERS in der Metaphysik der Wirklichkeit niemals zitiert werden. Erst 1948 (NA v. 3. 12.) findet sich eine längere Notiz: „Was bin ich? Das Problem des Existentialismus“; Reininger bezeichnet ihn dort als eine Flucht aus dem Denken in das Sein.

Die irrationalistische „Lebensphilosophie“ wurde Reininger hauptsächlich durch DILTEY und BERGSON bekannt. Mit ihr teilte er die Überzeugung von der Irrationalität der Wirklichkeit, erkannte aber dem Rationalen, das mit der Ur-tatsache der Transformation, der Bewußtseinsüberhöhung zusammenhängt, eine unabdingbare Stellung zu: „Lebensphilosophie als Verfallszeichen, weil der lange Weg, den der Denker bis zur Weisheit einzuschleppen lernte, nicht mehr ertragen wird . . . Denkschwäche“ (A 531 v. 15. 6. 24). Durchaus kritisch setzte sich Reininger mit den modernen Formen des Realismus sowie mit allen Standpunkten auseinander, in denen geistige Gehalte hypostasiert werden (Neukantianismus und Phänomenologie).

Suchen wir abschließend nach einer stichwortartigen Kennzeichnung des

Reinigerschen Denkens im Ganzen, so kann vielleicht gesagt werden, daß es sich um die große Affinität bemühe, die zwischen der metaphysischen Tiefe und der immer höheren Stufen zustrebenden Reflexion besteht und die Basis für die geistige Bewältigung des Lebens darstellt.

Allgemeines

Der allgemeine Begriff der Philosophie

(MW I 1-6)

Es gibt fast ebensoviele Definitionen von Philosophie, als es Philosophen gibt. Die Ursache davon ist, daß jene zumeist programmatischer Art und auf die besondere Denkrichtung ihres Urhebers abgestimmt sind. Sucht man aber eine Begriffsbestimmung, die allen von rein theoretischem Erkenntniswillen getragenen philosophischen Bestrebungen gerecht wird, so bietet sich keine bessere dar als die alte, zuletzt auf ARISTOTELES zurückgehende einer Wissenschaft von den Prinzipien. Unter „Prinzipien“ sind hier ganz allgemein die letzten, nicht weiter zurückführbaren Grundlagen und Voraussetzungen eines Gebietes verstanden. Was im einzelnen Fall als ein solches Letztes zu gelten hat, läßt sich nicht von vornherein sagen. Die Geschichte menschlichen Geisteslebens zeigt, daß die Frage nach letzten Prinzipien am Anfang alles Wissenstrebens steht und daß daher insofern die Philosophie als die Mutter aller Wissenschaften gelten kann. Denn erst allmählich erwuchs die Einsicht, daß, wie BACON sagt, dem forschenden Geiste nicht Flügel, sondern Blei angehängt werden müsse, daß es also mancherlei Umwege des Denkens bedarf, um die letzten Fragen auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können. Es scheiden sich so nach und nach immer mehr Wissensgebiete aus, die unter Absehung von den letzten Prinzipienfragen mit neugeschaffenen und immer mehr sich verfeinernden Methoden zunächst die vorliegenden Tatsachen zu erforschen streben. Die eigentümliche Aufgabe der Philosophie ist aber damit nicht aufgehoben, sondern nur zurückgeschoben. Denn die Einzelwissenschaften führen von selbst wieder auf prinzipielle Fragen, und zwar in dem Maße, als sie von besonderen zu immer allgemeineren Erkenntnissen fortschreiten. Daher steckt schon in jeder Einzelwissenschaft soviel Philosophisches, als in ihr Prinzipielles zur Sprache kommt. Aber jede von ihnen führt prinzipielle Untersuchungen doch nur soweit durch, als ihre besonderen